



Bromberg, Sonntag, den 23. Juni.

—☞ Sonnwend. ☞—

fället mit goldenem Wein die Pokale,
 läßt uns're Herzen im Flammenstrahle
 Glähen berauscher Leidenschaft.
 Noch freut der Ketz seine Blütenflocken,
 Bald deckt des Alters Schnee uns're Locken,
 Heute durchströmt uns noch Jugend und Kraft.

Kniet an der Schönheit bekränztem Altare!
 Einmal nur blähen die Bäume im Jahre,
 Die ein vernichtender Herbststurm entlaubt.
 Laßt uns're Seelen Begeiß'rung erheben,
 Schmückt mit den Rosen der Liebe das Leben,
 Und mit der Liebe Rosen das Haupt.

Dilma Kesser.

Fräulein Wahrenndorf.

Novelle von R. Litten.

[Fortsetzung.]

[Nachdr. verb.]

Die beiden Köpfe mit den spähenden Augen waren zwar sofort bei seinem Ausblick hinter den Spitzen der Gardine verschwunden, aber es war zu spät gewesen, er hatte sie deutlich erkannt, so deutlich, daß ihm selbst der standalsfrohe Ausdruck in den Zügen der alten Dame nicht entgangen war.

Da schlug Ediths sanfte Stimme an sein Ohr.

„Sie sind heute so schweigsam, Herr Professor, und ich — verzeihen Sie, das Glück macht egoistisch! — ich frage nicht einmal, ob Ihnen Unangenehmes begegnet.“

Er fuhr auf.

„Unangenehmes?“ wiederholte er zerstreut. Und dann, sich zusammenfassend, sagte er: „Nein, im Gegenteile, Fräulein Wahrenndorf! Mein Patient, Sie wissen, derselbe, der mich so oft hier in dieses Haus geführt, ist jetzt genesen, er bedarf meiner nicht mehr.“

Seine Stimme klang hart, so ganz anders wie sonst; Edith blickte in leichter Verwunderung zu ihm auf.

„Das freut mich für ihn und Sie,“ sagte sie.

Er sah sie zornig an. „Das freut Sie, und das gestehen Sie so offen?“

„Ja, warum sollte ich denn nicht?“ fragte sie verwirrt.



Ein galanter Käufer. Nach dem Bilde von Karl Robiczek.

„Warum Sie nicht sollten? Gesteht man es denn so unumwunden ein, daß man nicht das geringste Bedauern empfindet, wenn jemand geht, um nicht wiederzukehren?“

Er stieß einen Laut der Ungeduld aus. „Mein Gott, aber verstehen Sie denn noch immer nicht?“

Da war es ja das Bild, welches ihm noch vor kurzem vor Augen gestanden! Das noch eben so rosig Gesicht war tief erblaßt, aus den weitgeöffneten Augen sprach Schreck und Schmerz. Sie versuchte ein Lächeln, während doch die Lippen bebten.

„Wie schwerfällig ich bin,“ sagte sie leise. „Verzeihen Sie mir. Erst jetzt verstehe ich Sie, weiß, daß Ihr Weg nicht mehr in dieses Haus führt, Sie darum zum letzten Male in diesen Räumen gewesen sind.“

Sie reichte ihm ihre kleine, eiskalte Hand.

„So bleibt mir nur, Ihnen Lebewohl zu sagen und Dank für jede Stunde, welche Sie der Einsamen verschönten.“

In seinen Zügen arbeitete es, während sein Blick auf ihrem gegentten Antlitz ruhte.

„Leben Sie wohl, Edith!“ sagte er.

Sie zuckte bei dem Klange ihres Namens zusammen, aber sie blieb regungslos stehen, als er nun der Thür zuschritt. Plötzlich hemmte er seinen Schritt.

„Und Sie fragen nicht, warum ich denn nicht zu Ihnen kommen will, auch wenn mich kein anderer Anlaß in dieses Haus führt?“

Sie sah tapfer zu ihm auf, obgleich es um den lieblichen Mund wie von verhaltenem Weinen zuckte. „Nein, Herr Professor, so frage ich nicht! Ich habe kein Recht dazu. Aber, welcher Art sie auch sein mögen, ich achte und ehre die Gründe, welche Ihr Handeln bestimmen.“

Seine dunklen, machtvollen Augen schauten mit sonderbarem Ausdruck in die ihren. „Also Neugierde ist nicht Ihre Schwäche, Fräulein Edith? Aber gleichviel, es wäre unartig, undankbar von mir, ginge ich jetzt, ohne Ihnen meine Handlungsweise klar zu machen. Sehen Sie, Fräulein Edith, ich habe kürzlich, ich will ganz korrekt sein, am heutigen Tage eine Entdeckung gemacht, und diese zwingt mich, meine Besuche bei Ihnen einzustellen. Ich alter Knabe habe mich nämlich — lassen Sie es mich kurz machen, Fräulein Wahrendorf — ich bin verliebt, und da begreifen Sie, daß —“

Sie lächelte mühsam. „Gewiß, Herr Professor, es begreift sich, daß Sie nun liebere Unterhaltung wissen.“

Er nickte eifrig. „Wie gut Sie mich verstehen! Vielleicht erraten Sie nun auch, wem mein Hoffen gilt, in wessen Hand das Glück meines Lebens gegeben?“

Sie schüttelte leise, mit gequältem Ausdruck in dem blassen Antlitz, den Kopf.

„Das Rätsel ist zu schwer für mich, die so wenig von Ihren Beziehungen kennt.“

„Aber doch so viel, wie zur Lösung des Problems gehört,“ beharrte er eigensinnig. „Aber ich will gutmütig sein, ich will Ihnen ein wenig auf die Fährte helfen. Das kann ich aber am besten, wenn ich Ihnen verrate, wodurch sich meine Braut — das ist sie nämlich bereits in meinem Herzen, Fräulein Wahrendorf — in eben dieses Herz geschlichen hat. Denken Sie nur wie komisch: durch ein Bild, durch ein kleines, unscheinbares Bildchen, welches ihre Hand für mich geschaffen!“

Er lachte. „Nun, wie stehts? Ist die Lösung meines Rätsels wirklich so schwer?“

Sie war glühend rot und dann bleich bis in die Lippen geworden.

„O nein,“ sagte sie mit dem heldenhaftesten Versuch eines Lächelns, „Sie haben es mir leicht gemacht. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer schönen Braut, zu meiner Cousine Irene.“

Er fingierte ein Erstaunen. „Aber woher wissen Sie?“

Sie fuhr zusammen, faßte sich aber rasch. „Daß sie Ihnen das kleine Bild gemalt? Aber sehr einfach, Herr Professor, Irene sprach zu mir davon.“

Er lachte übermütig auf. „Und doch sind Sie eine schlechte Rätsellöserin, eine sehr schlechte! Meine Braut heißt nicht Irene Möllner, sondern —“

„Sondern?“ wiederholte sie atemlos, da er schwieg.

Er beugte seine hohe Gestalt so tief, daß sein Mund fast ihr kleines Ohr berührte. „Edith Wahrendorf!“ flüsterte er.

„Edith Wahrendorf?“ sprach sie ihm wie träumend nach. „Nein, ach nein! Edith Wahrendorf ist weder jung noch schön, und Sie — —“

„Aber ich liebe sie!“ jubelte er auf. „Wie ein Schüler, der seine Tanzstundenflamme heimgeleitet, habe ich mich in der Silvesternacht in sie verliebt; weißt Du, damals, als Du mit Deinem häßlichen, schwarzen Tüchlein um den Kopf so unbefangen neben mir herwandertest! Von Dir konnte ich ja wenig sehen, ich wußte ja nicht einmal, ob die zukünftige Frau Professor Hallervorden blond oder braun, abschreckend häßlich oder von bezaubernder Schönheit sei; aber in das Tuch, das reizende, häßliche, unkleidbare Tuch habe ich mich schon damals sterblich verliebt. Und dann entdeckte ich meines schönen Velliebchens Betrug, und daß Dein sinniges Gemüt es war, das so fesselnd aus dem Bildchen zu mir sprach; aber ich wollte mich noch nicht gefangen geben. Ich bin ein alter Knabe, Edith, und ein störrischer Geselle, ich hatte nicht viel Achtung vor den Weibern und wollte keiner einen Platz in meinem Leben, das mein Beruf ganz ausfüllte, gönnen. Und dann glaubte ich noch immer, es wäre Freundschaft, Gefallen an Deiner schlichten und doch so klugen Art, an der mutigen Lenkung Deines Geschicks, was mich zu Dir zog, und noch heute, als ich zu Dir kam, wußte ich nicht, daß der Schleier, welcher vor meinen Augen lag, zerreißen würde. Erst jetzt,“ er sah ihr in tiefer Bewegung in die Augen, „erst in dieser Stunde weiß ich, daß mein Leben arm ist, wenn ich Dich verliere, und darum frage ich: Willst Du mein Weib sein, Edith, mein Glück, mein Alles?“

Sie sah ihn noch immer wie träumend an. „Es kann nicht sein!“ murmelte sie. „Sie dürfen die Hand nach der Besten ausstrecken, Jugend und Schönheit neigt sich Ihnen lächelnd zu, und was bin ich? Ein —“

Sie kam nicht weiter, sie wurde an ein klopfendes Herz gezogen und eine tiefe, weiche Stimme sprach: „Sieh mich an, Edith, und dann — wenn Dein Herz es nicht anders will — sprich: Nimm mich hin, Felix, ich will Dein Weib sein!“

Sie hob die schönen Augen, in denen eine Welt von Glück und Liebe lag, zu den seinen, und dann wiederholte sie leise, andächtig, wie man ein Gebet spricht: „Nimm mich hin, Felix, ich will Dein Weib sein.“

Genau um dieselbe Minute überschritt Frau von Gladbach die Schwelle des geschmackvoll decorierten Boudoirs, in welchem Frau Sanitätsrat Möllner die Vormittagsstunden zu verbringen pflegte, und wurde von der Hausfrau mit offenen Armen empfangen.

„Wie reizend, daß Sie sich wieder einmal bei uns blicken lassen,“ begrüßte dieselbe sie, „und wie sich Irene freuen wird.“

Sie drückte die junge Frau in die weiche, mit blauem, gold-durchwirkten Seidenstoff bezogene Causeuse und berührte den Knopf der elektrischen Klingel, ehe sie sich selbst zu ihr setzte.

„Benachrichtigen Sie das gnädige Fräulein,“ befahl sie dem eintretenden Diener. „Irene wird ihren Besuch als angenehme Zerstreuung bei ihren Kostümsstudien betrachten,“ plauderte sie dann weiter. „man hat das arme Kind wieder einmal zu einem lebenden Bilde für eine Wohlthätigkeits-Vorstellung gepreßt, mindestens zum sechsten Male in dieser Saison, da gilt es, sich denn vorher ein wenig zu orientieren; die Bauer, unsere Modistin, bekäme es sonst wahrhaftig fertig, an Stelle einer venetianischen Dogareffa ein deutsches Ritterfräulein oder dergleichen aus ihr zu machen. Ah, da bist Du ja,“ wandte sie sich an ihre Tochter, die in schleppendem, dunkelblauen Hauskleide, welches die Schönheit ihrer Erscheinung siegreich zur Geltung brachte, ins Zimmer trat und auf Frau von Gladbach zuwinkte. Die beiden jungen Damen begrüßten sich mit überströmender Herzlichkeit, man plauderte von diesem und jenem und schließlich kam man wieder auf die Wohlthätigkeits-Vorstellung, welche bereits in den nächsten Tagen stattfinden sollte.

„Wer wird denn der Partner der schönen Dogareffa sein?“ forschte die junge Witwe. „Oder wird dieser Punkt noch als tiefstes Geheimnis betrachtet, Fräulein Irene?“

„O, sicher nicht, gnädige Frau,“ lächelte die Angeredete verbindlich.

„Aber die Wahrheit zu sagen, ist es vorläufig noch eine offene Frage. Man hatte von vornherein Uffessor Benndorf dazu ausersehen, da er aber plötzlich verjezt wurde, und die meisten der anderen verfügbaren Herren unglücklicherweise in der Größe schlecht zu mir passen,“ — das wurde mit einem Aufrecken der herrlichen Gestalt und einem blizschnellen Blick nach dem langen Weilerspiegel gesprochen — „so hat man an den Professor Hallervorden gedacht. Er hat sich zwar nie an dergleichen beteiligt, aber in Anbetracht der guten Sache —“

Frau von Gladbach unterbrach sie, schalkhaft mit dem Finger drohend.

„Die Sache wills, und unsere reizende Venetianerin hat natürlich nichts dagegen. Nun, ich wünsche besten Erfolg, obgleich ich fürchte, der gute Hallervorden ist ganz meiner Ansicht und findet keinen Geschmack an diesem Zurschauustellen seines äußeren Menschen.“

Sie gab sich den Anschein, als bemerke sie nicht den spöttischen Blick, mit welchem beide Damen blizschnell ihre kleine, rundliche Figur, welche auch in der That nirgends weniger am Platze gewesen wäre als in dem Rahmen eines lebenden Bildes, streiften und fuhr unbefangen fort: „Apropos, Hallervorden, meine liebe Frau Kat! Seit wann ist der Professor Hallervorden Hausfreund bei Ihrer Nichte, Fräulein Wahrendorf?“

„Bei meiner Nichte? — Professor Hallervorden?“

Es war ein durchaus nicht geistreiches Gesicht, mit welchem die Sprecherin diese Worte hervorstieß, aber gleich darauf lächelte sie kühl und zuckte unmerklich die vollen Schultern. Diese Gladbach war doch wirklich mitunter beim besten Willen nicht ernst zu nehmen.

„Was für drollige Einfälle Sie manchmal haben, kleine Frau!“ sagte sie denn auch mit dem nachsichtigen Lächeln, welches man für die Thorheiten eines Kindes hat.

Die Angeredete schob ungeduldig die vielfach gewundene, silberne Schlange auf der faltigen Stulpe ihres schwedischen Handschuhs auf und nieder.

„Aber ich bitte Sie, Frau Kat, ich spreche im vollsten Ernste, die Sache ist mir denn doch — wie soll ich sagen? — zu delikats, um meinen Witz daran zu üben. Fräulein Wahrendorf wohnt völlig allein, wenn ich nicht irre?“

Die Frau des Hauses machte eine wegwerfende Bewegung.

„Nun ja, in ihren Jahren!“

„Die aber Hallervorden keine Ehrfurcht einzusößen scheinen,“ vollendete die junge Witwe mit spöttischem Aufschauen. „Benigstens machte mir das tête-à-tête der Beiden durchaus nicht solchen Eindruck. Aber ich sehe, ich spanne Sie auf die Folter, und da Sie ja viel mehr Interesse an der Sache haben als ich, die nur der Zufall eine Stütze dabei spielen ließ, will ich sie Ihnen nicht länger vorenthalten. Also vor einer Stunde vielleicht be-

gegnet mir der Professor, das heißt er rennt mich fast über den Haufen und entschuldigt sich dann fast auffallend zerstreut mit einem eiligen Besuch, den er einem seiner Patienten abzustatten hat. So weit ist an meiner Geschichte nichts Auffälliges — mein



Der deutsche Kronprinz als Student.

Gott, ein Gelehrter und eine so gesuchte Persönlichkeit! — aber nun kommt der minder bedeutungslose Teil. Mir kommt der Einfall, meine Tante Olczewst, die ich seit Wochen nicht gesehen, aufzusuchen — daß ihr dieser Einfall erst kam, als sie den Professor im gegenüberliegenden, der Wohnung ihrer Tante gegenüberliegendem Hause verschwinden sah, verschwieg die junge Witwe wohlweislich — „und wen zeigt mir der erste Blick, den ich am Fenster sitzend, zufällig auf das gegenüberliegende Haus richte? den Professor Hallervorden, der es so

eilig hatte, zu seinem Patienten zu kommen, Hand in Hand mit Ihrer Verwandten, Fräulein Wahrendorf! Ich wollte anfangs meinen Augen nicht trauen, aber Sie wissen, die Straße ist eng, die Fenster meiner Tante befinden sich in gleicher Höhe wie die des Fräuleins, ein jeder Irrtum war ausgeschlossen. Und ich kenne doch Fräulein Wahrendorf, ich war erst vor wenigen Tagen, eines gemalten Tischchens wegen, zu welchem ich ein Pendant wünsche, bei ihr.“

Die Sanitätsrätin hatte ihr in fieberhafter Spannung zugehört.

„Und doch,“ nahm sie jetzt erregt das Wort, „ist eine Intimität zwischen den Beiden undenkbar! Wer weiß, welcher Zufall dieses Zusammentreffen herbeigeführt hat, vielleicht ein Irrtum des Professors, eine Verwechslung der Hausnummer.“

Frau von Gladbach drückte ihr teilnehmend die Hand. „Ich

wünschte, ich könnte Ihnen zustimmen, meine liebe Frau Rat. Aber um alles zu sagen — Hallervorden ist heute nicht zum ersten Male der Gast des Fräuleins. Meine Tante hat ihn schon öfters, trotz ihrer schwachen Augen“ — welche die arme, alte Dame leider zwingen, sich bei Fällen, wie bei diesem, eines sehr scharfen Opernglases zu bedienen, wollen wir hier zur Steuer der Wahrheit einschalten — „bei Ihrer Nichtersehen und nur die Rücksicht auf Ihre Familie schloß ihr den Mund. Ich werde natürlich vollständig ihrem Beispiel folgen und keinen ferneren Gebrauch von meiner unfreiwilligen Entdeckung machen. Das ist man ja auch schon dem Professor

schuldig, obgleich die Welt ja einem Manne dergleichen kleine Extravaganzen gern verzeiht. Und vielleicht,“ fügte sie in ein wenig spät erwachender Gutmütigkeit hinzu, „ist auch das Fräulein weniger schuldig, als es leider den Anschein hat; sie macht doch sonst einen vollständig korrekten Eindruck.“

Sie drückte der Frau des Hauses aufs Neue die Hand. „Wir wollen es in ihrem eigenen Interesse hoffen, nicht wahr? Und nun,“ sie erhob sich, „lassen Sie mich Ihnen zugleich Lebewohl sagen und die Beruhigung mit mir nehmen, daß Sie den Ueberbringer von der Botschaft zu trennen wissen, und mir, meiner Offenheit wegen, welche ich Ihnen schuldig zu sein glaubte, nicht zürnen.“

Sie nahm mit dankbarem Lächeln die Versicherung unwandelbarer Freundschaft entgegen und empfahl sich mit demselben harmlos kindlichen Gesichtsausdruck, wie er ihren weichen, hübschen Zügen stets eigen war.

Als sie gegangen, herrschte einen Moment tiefes Schweigen in dem luxuriösen kleinen Gemach; dann lachte Irene plötzlich spöttisch auf: „Ich bewundere Dein harmloses Gemüt, Mama! Glaubst Du wirklich ein Wort von dem albernen Geschwätz der Gladbach? Die Ärmste scheint aus unerwidelter Liebe zu dem Professor übergeschnappt zu sein! Er und die alte Jungfer im zärtlichen tête-à-tête! Gottvoller Gedanke!“

Sie lachte wie toll und trat vor den Spiegel, ihre Stirnlöcher tiefer in die weiße Stirn ziehend. Ihre Mutter rannte während dessen in schlecht verhehlter

Aufregung im Zimmer umher. — „Ich wünschte, ich könnte Deine Heiterkeit teilen, Irene,“ sagte sie mit bebender Stimme, „aber leider bin ich dazu nicht im Stande. Gerade weil die Gladbach dem Professor so lächerlich den Hof macht, sich ihm in den Weg stellt, wo es irgend angängig, ist sie mir kompetent in dieser Sache.“ Sie blieb stehen und ballte die Hände. „Unerhört! Schändlich! Dieses verstockte, heuchlerische Geschöpf! Und in ihrem Alter!“

Sie stürzte auf ihren Gatten zu, der eben im Pelz, die Reisemütze auf dem Kopf, ins Zimmer trat.

[Schluß folgt.]



Die Universität in Bonn.



Der Prinzregent.

Prinzregent Luitpold von Bayern bei der Musterung auf dem 19. Münchener Pferdemarkt.

— ♦ Eine Begegnung. ♦ —

Novellette von Gerhard Walter.

[Nachdruck verboten.]

„Sonnerwetter, mein lieber Freund“, sagte der Maler Wendelin und hob sein Glas gegen den Hausherrn, „das muß ich gestehen, Du hast einen Geschmack bewiesen, der Dir Ehre macht. Solch' eine Frau, wie Deine, die soll man noch suchen zwischen Rhein und Memel! Erlaube, daß ich diesen Römer mit ausgezeichnetem Rheinwein auf ihr Wohl trinke! Aber nun gestatte auch, daß ich Dich bitte, mir zu erzählen, wie Du sie gefunden hast. Wir waren ja alle über die Maßen erstaunt, als Deine Verlobungsanzeige kam und auf ihr ein gänzlich unbekannter Name stand, nachdem jahrelang so manch ein anderer mit dem Deinigen in Verbindung gebracht war. Es wurde erzählt, Du habest Deine Braut unter ganz abenteuerlichen Umständen gefunden.“

Die Gläser der Freunde klangen zusammen. Es war eine stille laue Sommernacht. Hin und wieder flog ein Johanniskäfer wie ein leuchtender Edelstein durch das Dunkel draußen vor der Laube, in der das Windlicht mit sanftem Scheine brannte.

„Ja,“ sagte der Hausherr mit behaglichem Lachen, „weist Du, das Leben ist in seiner Wirklichkeit viel romanhafter, als sich die kühnste Dichtersphantasie ausdenken mag. Und wenn ich nicht wüßte, daß die Geschichte buchstäbliche Wahrheit ist, dann möchte ich sie selbst anzweifeln auf ihre Möglichkeit. Reich' mir Dein Glas und laß es wieder füllen, und dann laß Dir erzählen. Nimm Dir noch eine Zigarre — habe sie noch selbst mitgebracht aus der Savannah — und dann höre zu und zweifle nicht, wenn ich Dir sage, daß mein Lebensschicksal buchstäblich an einer einzigen Minute gegangen hat. Proßt Wendelin!“

Mit leisem Läuten neigten sich die Kelche gegen einander.

„Also die Sache war die, wie unser Hauswirt zu sagen pflegt. Ich hatte den Dienst als Seeoffizier mit tiefem Bedauern wegen zunehmender Kurzsichtigkeit aufgeben müssen, hatte mich auf den Intendanturdienst vorbereitet und war auch verhältnismäßig bald wieder zu Stellung und Würden als Intendanturrat gekommen. Vor zwei Jahren hatte ich es erreicht. Aber über all dem Studiren war's mir schier wirbelig im Kopfe geworden, und ehe ich mein neues Amt antrat, ging ich auf Urlaub nach meinem lieben Thüringen. Ich kannte da ein Thal, still und verborgen, in dem es mir schon früher wohl gewesen war. Da zog es mich wieder hin. Es war nicht weit von Eisenach. Ein Vormittagsmarsch genügte, um auf die Wartburg zu gelangen. — In meinem Waldbörselein war ich bald mit allerhand guten Gesellen bekannt geworden. Am besten gefiel mir darunter der Oberförster. Und mit dem hatte ich mich eines Tages verabredet. Er hatte dienstlich in Eisenach zu thun und wollte mit der Bahn hinfahren; ich ging natürlich zu Fuß. „Wenn Sie um 8 Uhr abmarschieren, sind Sie um 1/212 auf der „Hohen Sonne“, wies er mich an. „Dann stärken Sie sich nach dem Marsch bis 12 und sind dann mit dem Schlag 1 Uhr da, wo die elektrische Bahn im Eingang des Annathals hält. Da erwarte ich Sie und wir pilgern dann zusammen auf die Wartburg. Später ziehen wir uns thalabwärts und essen im neuen „Rodensteiner“ und trinken einen guten und nicht zu kleinen Tropfen dazu.“

Und das alles sagte der Mann mit einer Ruhe, als ob es sich gar nicht um das Lebensglück zweier Menschen dabei handelte. Das konnte er ja freilich auch nicht wissen. Wir tranken unsern Schoppen aus und gingen nach Hause.

Schöner konnte ein Frühlingstag im Paradiese gar nicht ausgegangen sein, als der, welcher mit dem folgenden Tage anbrach. Seligen Mutes ging ich meiner Wege, und gelangte schließlich auf den „Wachstein“. Da lagerte ich mich und sah mit fröhlichen Augen von dem grotesken Felsgebilde hinab ins blühende Thal, wie es in aller Bergesprache da unten sich breitete; und nach Genuß eines Cognaks und einer Schinkensemmel ging ich, nichts ahnend, fürbaß. Wie ich aber nach der Uhr sah, da bemerkte ich, daß ich diese Frühstückspause doch ein bißchen zu lange ausgedehnt hatte für meine Verhältnisse, und als ich die gelben Mauern der „Hohen Sonne“ im Sonnenglanz leuchten sah, da war's 3/412 statt 1/212. Pünktlichkeit war nun von je meine Kardinaltugend, und so beschloß ich denn schnell, um meinen Oberförster nicht warten zu lassen, dort gar keine Rast zu machen, sondern nur einen schnellen Blick auf die Wartburg durch den berühmten Aushau im Walde zu thun und sofort den Abstieg zur „Drachenschlucht“ zu machen. — Schicksal!

Ich ging also ohne mich aufzuhalten an allen Kellnern und sonstigen Lebewesen vorbei auf den Wartburgblick zu. Naum war ich an das Gitter herangetreten, da fiel mein Auge auf ein Gefährt, das aus dem Walde vor mir gerade herauskam, bespannt mit einem braunen und einem weißen Pferde. Letzteres zog meinen Blick an. Und nun sah ich, wie in dem Wagen ein Herr und eine Dame saßen. Im selben Augenblick aber durchfuhr es mich auch im freudigen Schreck.

„Ursinus!“ rief ich laut. Das mußte ja mein lieber alter Kamerad von der Weltreise auf der „Elisabeth“ sein — und im nächsten Moment war er aus der Kalesche gesprungen und stand vor mir am Gitter und wir schüttelten einander herzlich die Hände: „Mein lieber Degenhart!“ hörte ich die wohlbekannte Stimme, und sah ihm in die ehrlichen blauen Augen. Wir hatten uns a tempo erkannt.

„Geht mir nicht gut!“ sagte er; „habe viel Leid und Aufregung erfahren und fahre nun — gehen darf ich nicht viel — auf Urlaub auf den Thüringer Wald. Wollte hier überhaupt gar nicht halten, sondern geradenweges nach Ruhla durchfahren; aber nun ich Sie hier gefunden habe nach manchem Jahr, da will ich doch den Augenblick festhalten. Wo wollen Sie hin?“

„Nach Eisenach!“ sagte ich fröhlich.

„Schön, wollen Sie mich mitnehmen? Das heißt später. Dann fahre ich mit meiner Richte auf Umwegen voraus, denn Sie werden doch gehen wollen —“

„Ausgezeichnet! Und treffen uns nachher im „Rodensteiner.“

„Kenne ich! Sehr gut. Um 4 Uhr?“

„Jamos, Sie alter Ursinus, Sie!“

„Lisbeth, komm mal her!“ rief er zum Wagen hinüber. „Ein alter Kamerad von der Weltreise!“ Ein reizendes junges Mädchel, dunkelhaarig, mit blauen Augen, entstieg leichtfüßig dem Wagen — „wie eine Tanne schlank“ —

„Aha!“ unterbrach der Maler den Freund im Erzählen; „nun ahnt mir was! Jetzt schenk' mir erst mal wieder ein; die dunklen Augenbrauen erkenne ich wieder; — sie sollen leben!“

Der goldene Wein rieselte in die Gläser. Am Himmelsausschnitt vor der Laube stand jetzt dunkelgolden der Mond. Fern im Walde rief das Käuzlein, und aufrauschend fuhr der Nachtwind durch die Krone der blühenden Linde —

„Da stand sie vor mir als mein liebliches Gesicht,“ fuhr der Rat fort, „und reichte mir die Hand. Ein süßes Geschöpf, daß es mir wie eine wehmütige Freude durchs Herz zog, als ich ihr in die großen, klaren, tiefen Augen blickte. — „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!“ ging es mir, dem Professorssohn, plötzlich und unvermuthet durch den Sinn beim kurzen Schauen in diese reinen, leuchtenden Steine. Der Blick entschied über mein Leben. Vor mir der Frühling, um mich der Frühling, in mir der Frühling.“

„Habe meine kleine Richte von Gotha aus mitgenommen; sie weiß so gut Bescheid im Thüringer Wald,“ sagte er herzlich, „darf ich sie mitbringen in den Rodensteiner?“

Ob ich ja sagte!

„Auf Wiedersehen!“ — Da fuhren sie hin. Und ich ging abwärts zur Drachenschlucht. Freude im Herzen. — Um 1 Uhr traf ich meinen Oberförster, der gerade der elektrischen Bahn entstieg. „So ist's recht!“ rief er mir zu, „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und der Soldaten!“

Und pünktlich um 4 Uhr fuhr der Wagen mit dem Korbettenkapitän und seiner Richte vor dem „Rodensteiner“ vor. — Wurden das köstliche Stunden da! Tausend alte Erinnerungen wachten auf: „Wissen Sie noch?“ und ob ihnen klangen die Römer zusammen, und holdselig und schön saß Lieschen mit ihrem Becherlein zwischen den frohen Gesellen, wie eine liebliche, freundliche, kluge Fee. Und tiefer und immer tiefer sah ich ihr in die herrlichen Augen.

Die Stunde des Abschieds schlug. Ich zog den Kapitän beiseite.

„Ursinus, Sie wissen, daß ich kein Windbeutel bin, und ich weiß, daß Sie keiner sind. Was sagen Sie, wenn ich Sie frage, ob ich Ihre Richte heiraten kann? Ich habe solch Mädchel noch nicht gefunden zu Wasser und zu Land.“

Er sah mich an, als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen.

„Aber Mensch!“ — stotterte er — „Sie hat keine Groschen!“

„Ich habe Groschens genug!“

„Sie ist Stütze in einem großen Hause“ —

„Dann kann sie auch meine Stütze im kleinen Hause werden —“

„Sie verdrehter Kerl Sie!“ sagte er zum Schluß, und zerarbeitete meine Hand, „immer noch der Alte! Aber denken Sie daran: es geht nichts über kaltes Blut, sagte der Salamander, da saß er im Dfenfeuer.“

Ich küßte Lieschen die Hand zum Abschied und dann dauerte es noch ein Jahr. Und seitdem habe ich sie oft auf den süßen Mund geküßt, und bin ein glücklicher Mann im Schein ihrer Augen geworden, der mit jedem raufen möchte, der behauptet, daß es ihres Gleichen giebt. Komm stoß an:

Kein schöner Glück auf dieser Erden

Als Frauenlieb, wenn sie mag werden!

Und alles um eine Minute! Sonst wär' mein Glück vorbeigefahren! Ehen werden im Himmel geschlossen, und wenn's noch so unwahrscheinlich wäre!“



In den Beeren.

Nach dem Gemälde von Marie Wunsch.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

— Das Mädchen aus der Fremde. —

[Schluß.]

Roman von John Strange Winter. Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

In stürmischer Aufruhr, ein Opfer der heftigsten Bewegung, wandte sie sich zu dem ersten Mann des Gefeges. „Mr. Stout, Sie haben mir dies alles mit einem Zartgefühl und einer Freundlichkeit mitgeteilt, die ich kein Recht zu erwarten hatte, aber es scheint mir, als ob ich alle diese Jahre den Platz einer Anderen eingenommen habe, die durch die Sünde meiner Mutter ein schmerzliches Leben führen mußte. Sie sagen, sie sei gestorben und ich kann mich Mrs. Blounts, die ich für meine Mutter hielt, nicht erinnern. Dennoch steht mir das Recht nicht zu, diejenige anzuklagen, die mir das Leben gegeben und für mich gesündigt hat. Glauben Sie keinen Augenblick, daß ich der rechtmäßigen Herrin ihr Eigentum mißgönne, aber ich muß Sie fragen: „Wo ist sie, wo ist Marion Blount?“

„Meine Klientin ist im Queens Hotel in Chesterton. Wir reisten beide gestern hierher,“ erwiderte Mr. Stout.

„Dann will ich sofort zu ihr hingehen, ich muß sie allein sehen, noch ehe Sie mit ihr gesprochen haben. Sobald dies geschehen ist, kann sie hierher kommen und ihren Besitz ergreifen. Ich vermute,“ fügte sie nachdenklich hinzu, „daß sie, dem Gesetz nach, alles Geld beanspruchen kann, was meine Erziehung gekostet hat und das ich ausgegeben habe, seitdem ich majoren erklärt wurde. Aber ich habe nichts — ich bin arm, wenn ihr alles gehört.“

„Meine Klientin wird nichts thun, was Sie im geringsten bedrängen könnte, Sie haben alles in der ehrlichsten Meinung verbraucht, denn Sie hielten es für Ihr Eigentum. Im Gegenteil läßt sie Sie bitten, Miß Leng — ich muß Sie jetzt bei Ihrem richtigen Namen nennen — da Mr. Ralph Lennard Sie gekannt und erzogen hat und Ihnen sein Eigentum hinterließ, könne Ihr Rechtsanwalt Ihnen vielleicht raten, Ihre Ansprüche darauf zu erheben. Nicht auf Grund Ihres Geburtsrechtes, denn darüber haben wir unumstößliche Beweise, aber darauf hin, daß Mr. Ralph Lennard Ihnen persönlich sein Eigentum vermachte.“

„Kein Wort weiter — kein Wort weiter. Mr. Lennard hinterließ sein Vermögen nicht mir, sondern der Tochter seiner toten Schwester; er überließ es derselben aus einer besonderen Ursache, welche Ihre Klientin, ohne eine Minute Versäumnis, erfahren muß. Es ist ein Geheimnis, ein ererbtes Geheimnis, zwischen mir und dem Verstorbenen, daß ich niemanden, mit Ausnahme einer einzigen Person, verraten habe. Es ist deshalb meine Pflicht, es Ihrer Klientin sofort mitzuteilen. Wenn Sie mich entschuldigen wollen, werde ich Ihren und meinen Wagen — ich meine, Miß Blounts Wagen — herbeirufen lassen.“

Sie klingelte und erteilte Freda ihre Befehle. Dann eilte sie auf ihr Zimmer, um Hut und Mantel zu holen.

„Freda,“ sagte sie, als sie wieder in die Halle trat, „sage Williams, er soll das braune Pony satteln und mit diesem Brief sofort nach Pinehold hinüberreiten. Wenn Mrs. Balliant nicht zu Hause ist, soll man ihn so rasch als möglich aufzufinden suchen. Ich weiß nicht, ob ich zum Essen zurück sein werde, Sie müssen aber für mehrere Personen vorbereitet sein. Vielleicht komme ich allein, vielleicht gar nicht. — Nun, Mr. Stout, noch eins, dann bin ich fertig.“

Und hastig öffnete sie das kleine Fach in der Schublade mit dem in ihrem Armband enthaltenen Schlüssel und nahm das Paket zu sich, das Roger Balliant an jenem unvergeßlichen Abend gelesen hatte.

Vor der Hausthüre hielten die beiden Gespanne. Vera verabschiedete sich rasch von ihrem Begleiter, bestieg ohne weitere Entschuldigung ihr Wägelchen und fuhr eilends in der Richtung nach Chesterton davon. Sie erreichte das kleine Landstädtchen bedeutend früher als das schwerfällige Mietzfuhrwerk und bog sofort in den Hof des Hotel ein, wo sie das Gefährt den Händen des Wirtes überließ.

„Sie haben eine Dame hier, die sich Miß Blount nennt?“ fragte sie den herbeieilenden Kellner.

„Ja, Miß.“

„Führen Sie mich zu ihr. Sagen Sie ihr,“ sie zögerte ein wenig, den Namen auszusprechen, der ihr bis vor wenigen Tagen noch vollständig fremd gewesen war, „sagen Sie ihr, Miß Leng sei hier und wolle sie sprechen.“

Im nächsten Augenblick kehrte der Mann zurück und führte sie in ein kleines, ländlich möbliertes Wohnzimmer. Ein schlankes, blondes Mädchen saß am Fenster und las. Es erhob sich rasch und trat mit einer gewissen Bewegung in den Diensten auf sie zu.

„Sie sind Marion Blount?“ fragte Vera.

„Vera Blount,“ sagte die Fremde mit erregter Stimme.

„Gut, aber wenn Sie und ich als Kinder verwechselt worden sind, dann wurden Sie Marion und ich Vera getauft. Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß wir uns weiter so nennen sollten, wie man uns von Kindheit an gerufen hat?“

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“ entgegnete die andere erstaunt.

„O nein,“ erwiderte Vera, „gewiß nicht, es war nur das erste, was mir gerade einfiel.“ Einem plötzlichen Impuls folgend ergriff sie die Hände des Mädchens aus der Fremde: „Sie dachten, daß ich niedergeschmettert sein würde, weil ich das schöne Gut, das große Einkommen, die Verwandtschaft, die ich als die meinige fürchtete, aufgeben muß. O, wenn Sie wüßten, welche eine Last Sie von meinem Herzen genommen haben, wenn Sie wüßten, was Sie für mich gethan haben! Alle diese Jahre habe ich auf Ihren Namen, in Ihrer gesellschaftlichen Stellung gelebt, habe Ihr Geld ausgegeben und habe Sie dessen — wenn auch unschuldig — beraubt, was das Leben schön und behaglich macht. Und alles, was ich zum Dank dafür thun kann, ist, daß ich die Bürde, die ich acht lange Jahre mit mir herumgeschleppt habe, nun auf Ihre Schultern wälze.“

„Welche Bürde?“ fragte die andere mit bewegter Stimme.

„Eine Bürde, von der ich dachte — Gott helfe Ihnen —, daß sie nur die meine sei. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Hören Sie mich an. An meinem achtzehnten Geburtstag, als in Wirklichkeit Sie achtzehn Jahre wurden, gab mir mein Vormund, der eigentlich Ihr Vormund hätte sein müssen, diesen Brief von Mr. Ralph Lennard, in dem er mir, nein Ihnen, uns, könnte ich fast sagen, das Landhaus und sein ganzes Vermögen vermachte. Ich nahm ihn, las ihn und ergab mich in mein unabwendbares Geschick. Meine Liebe, der Brief gehört Ihnen, nicht mir und ich kann nichts anderes thun, als Ihnen denselben übergeben.“

„Hat Sie diese Ueberraschung nicht schmerzlich verwundet?“

„Verwundet? O, Sie haben mir das Leben wiedergegeben! Sie ergreifen den Besitz, den ich für den meinen hielt, ich bestreite Ihr Recht nicht, Ihr Anwalt hat es mir so klar bewiesen, daß die meinen nicht dagegen opponieren können. Sie erhalten Ihr Eigentum zurück, aber Sie haben mir schon die schwere Bürde, die mich zu Boden gedrückt hat, von den Schultern genommen. Ich kann nur sagen, lesen Sie dieses.“

Und die Fremde, tiefer bewegt, als Worte auszudrücken vermögen, nahm den Brief und öffnete ihn. „Nun wohl,“ sagte sie, „ich bin eine Krankenpflegerin. Ich glaube nicht an die Erblichkeit der Lepra. Ich habe mich unter Doktor *** einer großen Autorität in Lepra, ausgebildet. Mein Onkel mag Recht gehabt haben, auf jeden Fall war er gütig und barmherzig. Wenn Sie aber darüber nachdenken, so bin ich heute nicht anders als ich gestern war. Soll mich das Unglück treffen, so kommt es dadurch nicht rascher, weil ich weiß, daß jetzt, seitdem ich Marion Blount bin, eine größere Möglichkeit dazu vorhanden ist.“

„Sie fühlen es nicht? Sie sind nicht niedergeschmettert? Sie machen sich nichts daraus?“

„Es hat keinen Zweck, es zu fühlen, es hat keinen Zweck, niedergeschmettert zu sein, es hat keinen Zweck, sich etwas daraus zu machen,“ sagte Marion Blount mit Bedacht.

„Wenn es kommen soll, so wird es kommen, und wenn es mein Schicksal sein soll, so werde ich es ertragen müssen. Ich bin in der Welt herumgestoßen worden, ich habe ein schweres Leben hinter mir und ich bin froh, daß ich endlich eine Zufluchtsstätte gefunden habe. Ich will Ihnen keine Entbehrungen auferlegen, ich will Sie nicht ohne Mittel von hier fortgehen lassen —“

„Ich will keinen Pfennig,“ sagte Vera. „Sie haben mir die Porten zu einem Leben voll Luxus und Liebe und Glückseligkeit geöffnet. Ich werde meine Kleider mit mir nehmen, sie würden Ihnen nicht passen und ich möchte meinen Hund behalten. Vera Blount — alles andere überlasse ich Ihnen. Ich war nur für kurze Zeit die unrechtmäßige Besitzerin Ihres Eigentums — ich hoffe, daß ich Ihnen keine unrechtlüche Verwalterin war!“ — Eine halbe Stunde später kam Roger Balliant.

„Ist Miß Blount hier?“

„Ja, Sir,“ erwiderte der Kellner, „die eine Miß Blount kam gestern abend von London hier an, und die andere Miß Blount fuhr vorhin mit dem Wagen vor. Sie nannte sich Miß Leng, aber straf mich der Himmel, wenn ich weiß, welche von den beiden Miß Leng und welche Miß Blount ist.“

„Nun, führen Sie mich jedenfalls zu der Dame.“

Roger wurde in ein Zimmer geführt und nach einigen Minuten trat Vera ein. O, wie rasch war es gesagt, wie rasch!

„Und weißt Du, Roger,“ endete sie, „wenn Du keine Frau heiraten willst, deren Mutter eine Betrügerin und deren Vater ein armer und ehrlicher Tagelöhner war, so werde ich Dich darum nicht tadeln. Ich bin ja selbst noch so verwirrt, daß ich gar nicht weiß, ob ich Vera oder Marion, oder Blount oder Leng heiße.“

„Mrs. Roger Balliant, reden Sie keinen Unsinn,“ erwiderte er lächelnd und schloß sie fest in seine Arme.

—*— Ein guter Mensch. —*—

Skizze von Klaus Rittland.

[Nachdruck verboten.]

Serr Stichling, eine Dame," meldete die Haushälterin, in das Privatbureau tretend und dem Herrn eine Karte überreichend. — Er las den Namen, wurde rot wie ein junges Mädchen und sprang auf... Frau Dr. Berndt, die reizende Witwe, seit kurzem seine Nachbarin, was konnte die wollen?

"Ich lasse bitten."

Und Frau Dr. Berndt trat ein, sehr feisch und zierlich, in hellgrüner Frühjahrsstollette — eine entzückende Person, tiefbrünett, grazios, ein übermütiges Mädchen, leidenschaftliche Augen... "Die echte Carmen-Schönheit!" dachte Herr Stichling, Chef der großen Seifenfabrik Stichling & Co.

"Sie finden mich gewiß sehr emanzipiert, daß ich selber komme," begann der schöne Gast, auf dem Sofa Platz nehmend —, "aber da es sich um einen guten Zweck handelt —"

"O bitte sehr, gnädige Frau, ich bin entzückt —"

"Nämlich — es handelt sich um eine Lotterie zum Besten der neuen Ferienkolonie in Nordeh, für epileptische Kinder — ein schöner Zweck, nicht wahr?"

Eigentlich fand Herr Stichling, daß Kinder am besten daheim aufgehoben seien, besonders epileptische. Aber er nickte zustimmend.

"Wenn Sie vielleicht ein paar Lose nehmen würden?"

Ein sinnverwirrender Blick auf den behäbigen Junggesellen.

"Aber natürlich — mit größtem Vergnügen."

"Dann — darf ich vielleicht vierzig Lose für Sie notieren — das Stück zu fünfundsiebenzig Pfennigen?"

Er verbeugte sich — und wunderte sich im Stillen wieder einmal, wie schon so oft, über die beneidenswerte Unverfrorenheit, die dem schönen Geschlecht in solchen Fällen eigen ist.

"Und —" fuhr sie schelmisch fort — "wenn Sie etwa gar zu viele Kinderläschen und Staubtuchbehälter gewinnen sollten, nicht wahr, dann denken Sie an unsern Weihnachtsbazar. Wir nehmen alles dankbar an?" Sie erhob sich.

"Gewiß doch. Vern. — — Aber — so eilig, gnädige Frau?"

Er erschrak über seine eigene Kühnheit. Aber sie setzte sich sofort auf ihren Sesselpol nieder — zu einem ausführlichen nachbarlichen Schwätzchen. Erst nach einer halben Stunde ging sie fort.

"Und nochmals tausend Dank. Ich wußt' es ja gleich — ein so generöser, guter Mensch wie Sie —"

Er zuckte zusammen und schaute ihr stirnrunzelnd nach. Ein unliebsameres Abschiedswort hätte sie ihm nicht sagen können.

Ein guter Mensch! — Das war der Fluch seines Lebens, diese allgemeine Ueberzeugung von seiner großen Gutmütigkeit... Lag es an seinem runden Gesicht mit den freundlichen wasserblauen Augen, oder an der frühzeitigen Neigung seiner mittleren Körperpartie, sich nach vorn zu wölben — oder an seiner weichen Stimme — oder daran, daß man in der Familie seinen schönen Vornamen August in „Gustelchen“ umgeändert hatte? Gleichviel — irgend etwas reizte die Menschen, ihn mit dem Beinamen „der Gute“ zu behaften, zu seinem steten heimlichen Verdruß.

Schon zu seiner Schülerzeit war es so gewesen. Die Mitschüler benutzten seine Bleistifte und lockten ihm seine dick belegten Butterbrote ab. Dann als Jüngling. Die jungen Herren pumpten ihn an und die Mädchen beglückten ihn mit ihrer „Freundschaft.“ Mit zwanzig Jahren bereits wurden ihm zärt-

liche Liebesgefühle — für andere anvertraut. Auf den Landpartien packten ihm die Mütter ihre Shawls auf: „Herr Stichling thut's gern!“ Den Teufel auch, vor die Füße hätte er ihnen den Kram am liebsten geworfen! Die Väter benutzten ihn konsequent zum Bowlen-Einschenken, „Herr Stichling macht sich gern nützlich!“

Und später vollends — wie eine Zitrone pressten alle Wohlthätigkeits-Sammler den wohlhabenden Junggesellen aus — alle Vereine bedachten ihn mit Ehren-Stellen — diejenigen Stellen, auf denen die meiste Plackerei lastete! — und die Kommiss in seinem Bureau tanzten ihm auf der Nase herum.

Und dabei war er gar nicht so fürchterlich gut. Gott bewahre — er hatte auch seinen Egoismus. Freilich — das Wörtchen „Nein“ ging ihm recht schwer von den Lippen.

* * *

Der Besuch der reizenden Witwe sollte verhängnisvoll für die Ruhe dieses braven Junggesellenherzens werden.

Sie hatte ihm angedeutet, daß es ihr nicht unangenehm sein würde, ihn bisweilen am Dienstag, ihrem „Empfangstag,“ bei sich zu sehen. Natürlich ließ er sich das nicht zweimal sagen. Er verehrte sie ja schon längst im Stillen. Und am nächsten Dienstag, Schlag fünf Uhr, trat er in den lauschigen, durch rote Stores vornehm verdunkelten, mit unzähligen, niedlichen, foketten Sächelchen vollgepfropften Salon der schönen Frau.

Der Kreis ihrer Intimen war bereits um das Tischchen mit der blankgeputzten Messing-Theemaschine versammelt. Da war eine hagere Frau Käti mit ihrer schon sehr reifen jungfräulichen Tochter, die beständig sicherte, auf den niedlichen Namen „Mini“ hörte und mit einem Referendar geneckt wurde. Dann ein ziemlich obskures Ehepaar, das als „meine lieben Hauswirte“ vorgestellt wurde und sich ganz passiv verhielt; außerdem eine alte adelige Jungfer, deren Name ein gewisses aristokratisches Licht über den Salon ergoß, und ein Major a. D. mit sehr glänzend gerötetem Gesicht und scharfen Zügen — er erinnerte an eine ungeheuerlich angemalte Holzpuppe, — der unaufhörlich Geschichten erzählte. Die Geschichten kamen Herrn Stichling merkwürdig bekannt vor. Schließlich fiel ihm ein, daß sie dem Feuilleton der „Täglichen Rundschau“ entstammten.

Den Hahn im Korbe bildete aber augenscheinlich ein schlaffiger junger Mann mit einem theatralischen Vordentopf, einem blassen Vogelgesicht und arroganten Manieren. „Herr René Dumesnil, unser lieber Maestro!“ stellte die Hausfrau mit inniger Betonung vor... Ah so, der neue zweite Kapellmeister vom Hoftheater. Fataler Kerl! — Herr Stichling wurde sofort von Fräulein Mini in ein litterarisches Gespräch verwickelt. Sudermann hieß die Besung.

„Aber, Mini,“ rief Frau Berndt lächelnd hinter ihrer Theemaschine hervor, „das ist ja gerade als ob Du Herrn Stichling gleich wieder hinausgraulen wolltest. Sudermann ist ihm doch gewiß odia.“

„Weshalb, gnädige Frau?“

„Ja, wissen Sie, ich habe so eine feine Nase für den Geschmack anderer Leute. Soll ich Ihnen sagen, wer Ihre Lieb-linge sind? Ja? Fritz Reuter und Heinrich Seidel. Auch die hübschen gemütvollen Romane der Heimbürg lesen Sie gern. Und im Theater gefällt Ihnen Moser und P'Arronge.“

[Schluß folgt.]

— Allerlei. —*—

Ueber japanische Keramik schreibt Hans von Koenigsmark in seinem Buche „Japan und die Japaner“. Kijochu ist als eigentliche Heimat der japanischen Keramik anzusehen. Hier wird die berühmte Satsuma- und Imariware noch heute in Massen angefertigt. Die Porzellanindustrie, sowie den Aufschwung ihrer Keramik im Allgemeinen verdanken die Japaner dem Reich der Mitte. Koreanische Töpfer, welche die Feudalherren von Satsuma und Hihan Ende des 16. Jahrhunderts als Gefangene von einem Kriegszuge nach der Halbinsel heimbrachten und ansiedelten, entdeckten in Utsa den Porzellanstein. Sie unterwiesen die Japaner in der von den Chinesen erlernten Kunst und brachten in der Folge auch die bisher gering entwickelte japanische Steingutfabrikation zu höchster künstlerischen Vollendung. Das elfenbeinfarbige Crayele-Steingut der Provinz Satsuma, welches sich hauptsächlich durch die Vollendung seiner in Gold, Grün und Rot gehaltenen Ausschmückung, vorherrschend Blumen und Vögel darstellend, auszeichnet, ist das geschätzteste Ostasiens. Von den verschiedenen japanischen Porzellanarten genießt die in vielen Orten der Provinz Hihan, namentlich in Arita fabrizierte Ware, welche, gewöhnlich nach dem Exporthafen Imari benannt, als Imari-Porzellan bezeichnet wird, den höchsten Ruf. Namentlich Blumen, jedoch auch menschliche Figuren und Landschaften in mancherlei Farben dekorieren die rein weiße Masse.

— Unsere Bilder. —*—

In den Beeren.

Das leuchtet so rot, und wie schön das riecht,
Und ach, wie wird es erst schmecken!
O Beere an Beere! Und eifrig kriecht
Klein Eva durch Büsche und Hecken.
Im Sonnenschein schimmert ihr blonder Kopf,
Im Sonnenschein flimmert der Beerentopf.

Zu Füßen ihr schlanke Gräser blühn
Und glänzende Blütenolden,
Zu Häupten wölbt sich des Waldes Grün
Und der Himmel tiefblau und golden. —
Und märchenhaften Zauber spinnt
Die Einsamkeit um das blonde Kind.

Kam' jetzt die Waldfrau, von Eisen geführt,
Herbei auf moosigem Grunde... —
Klein Eva weiß: Wer die Fee berührt,
Dem erfüllt sich ein Wunsch zur Stunde.
Und wird sie ihr lächelnd Erfüllung gewähren,
So wünscht sie — den ganzen Topf voll Beeren.

B. S.

Eine altertümliche Residenz der ehemaligen Kölner Kurfürsten ist die jetzige Bonner Universität, in deren Lehrsäle jetzt auch der deutsche Kronprinz seinen Einzug gehalten hat. Unsere Bilder zeigen uns sowohl das ehrwürdige Gebäude wie das jugendliche Porträt des Thronfolgers, bekleidet mit dem typischen Stürmer des Bonner Corps „Borussia“, dem sowohl Kaiser Friedrich wie der gegenwärtig regierende Kaiser angehört.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Reinigung von Flaschen u. s. w. mit Kartoffelschalen.
Wie schwer es oftmals hält, Flaschen, Glas- und Porzellangefäße, in denen lange Zeit Wein, Brantwein, Bier, Del., überhaupt Flüssigkeiten aufbewahrt wurden, die einen Satz zurücklassen und den Flaschen einen Geschmack verleihen, zu reinigen, das wird jeder wissen, der es schon versucht hat, dieselben dann mit Soda oder Seife wieder gebrauchsfähig zu machen und nach langer Mühe ein befriedigendes Resultat nicht erzielt hat. Das beste Reinigungsmittel für dergleichen sind Kartoffelschalen. Man zerkleinert sie zu diesem Zwecke etwas, füllt die Flasche damit halb voll, gießt sodann genügend reines kaltes Wasser nach und schüttelt tüchtig. Nach mehrmaligem Schütteln wird das betreffende Gefäß vollständig gereinigt sein; man spült dasselbe mit klarem Wasser dann noch einige Male tüchtig aus.

Pflege polierter und gebeizter Möbel. Nur selten findet sich in einem Haushalt so viel Zeit, die Möbel bei dem täglichen Abstauben gründlich zu reiben, und dies ist der Grund, daß dieselben trotz aller sonstigen Schonung so bald ihr hübsches Aussehen verlieren. Durch feuchte Luft im Zimmer und die Ausdünstung der Bewohner findet täglich ein fast unmerklicher Niederschlag statt, mit welchem sich der feine Staub, der auch in sorgfältig gereinigten Zimmern immer wieder im Laufe des Tages entsteht, verbindet und in dieser Verbindung einen leichten, aber festen Belag auf dem Holze bildet. Dadurch wird der Glanz der Politur getrübt, und die Möbel werden mit der Zeit unansehnlich. Diesem Uebelstande kann man abhelfen, wenn man die Möbel im Laufe des Jahres zwei bis dreimal kräftig poliert. Man kann dies mit geringen Kosten selbst thun. Ein Stück Flanell wird zu einem faustgroßen Ballen zusammengedrückt und mit alter, recht weicher Leinwand umhüllt. Der Ballen muß so groß sein, daß man ihn bequem mit den Fingern umspannen kann. Man träufelt zwei Tropfen Mandelöl und zwei Tropfen reinen Spiritus auf den Ballen und reibt, fest aufdrückend, immer in kleinen Kreisen die Politur wieder glänzend. Durch festes, schnelles Reiben erwärmt sich das Holz, und aller anhaftender Schmutz löst sich ab, ohne daß man Wasser dazu nimmt, welches die Politur nur schädigt. Es ist besonders zu empfehlen nicht zu große Flächen auf einmal zu bearbeiten, sondern nur jedesmal einen halben Meter mit dem Ballen zu reiben, und wenn diese Fläche sauber und glänzend ist, weiter zu gehen. Vorher schiebt man die schmutzig gewordene Leinwandhülle des Putzballens etwas zur Seite und träufelt auf eine reine Stelle wieder Mandelöl und Spiritus.

◆ Nachtsisch. ◆

1. Räffelsprung.

	nur	sen	glück	er	nei	ste			
	daß	beß	oh	det	wis	das	sein	be	
griff	daß	fragt	dann	det	mei	nannt	ren	kind	glück
sie	wenn	ein	sten	doch	erst	sei	den	ge	ihn
und	be	glück	ihn	nicht	gilt	wa	ihr	er	spä
sie	glück	wer	in	lich	eh'	kannst	in	sind	er
mißt	es	li	ren	nichts	mehr	wird	ten		
als	ber	nicht	her	ias	wer				

2. Aufgabe.

Nagel, Kana, Eis, Lohe, Hand, Dame, Harn, Mitte, Sohle, Steuer, Zolle, Eid, Held, Wiene, Markt, Schalk, Gral, Kugel, Lager.

In jedem der obigen Worte ist ein Buchstabe zu streichen und so durch einen anderen zu ersetzen, daß ein neues Wort entsteht. Zwei Worte, welche Homonyme sind, bleiben ungeändert. Wird die Vertauschung der Buchstaben richtig ausgeführt, so nennen die gestrichenen und die dafür eingesetzten Buchstaben (letztere in umgekehrter Ordnung) je ein deutsches Sprichwort.

3. Räffel.

Bin ich als Erstes Dir willkommen,
Dann sei versichert, wird von mir
Dein Zweites willig angenommen,
Sonst sag' ich großen Dank dafür.
Das Ganze pflegt man zu bereiten,
Wenn man als Erstes Dich begrüßt,
Doch auch die Zweite kann bedeuten,
Was sonst das Ganze in sich schließt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Mittelhand hatte: Kreuz- und Karo-Bube, Pik-Zehn, Kreuz-Dame, Acht, Sieben, Coeur-König, Karo-Zehn, Dame, Acht. Im Stat lagen: Coeur-Acht, Karo-Sieben. Hinterhand hatte die übrigen Karten. Spieler fordert mit Trumpf-Sieben. Hinterhand nimmt mit Aß und zieht Kreuz. Spieler nimmt den Stich, worauf er wieder Trumpf fordert. Mittelhand übernimmt und spielt Kreuz-Zehn nach, so daß Spieler die letzten Trumpfe herausholt; da Coeur-Zehn blank liegt, gehört ihm der Rest.
2. Canterbury, Urthmetil, Pharas, Regenbogen, Imperial, Biamala, Jansbrud. — Capriwi, Kalnoth.
3. Feber.

◆ Lustiges. ◆

Die kleinen Pessimisten.



In einer Familie wird von Jahr zu Jahr ein Mädchen erwartet. Statt dessen trifft stets ein Junge ein. Eines Tages wird den männlichen Sprossen endlich ein Schwesterchen angekündigt. Jubelnd ziehen die Jungen ab, kommen aber nach einer Weile heulend wieder und schluchzen: „Ja, Vater, das wird wohl so sein, wie immer! Zuerst läuft sie ja im Röckchen rum, aber später wird's doch wieder ein Junge!“

Aus der Schule.

Lehrer (mit schlechter Aussprache deklamierend): „Sie tödmt, sie tödmt, des Mittags stolze Flotte.“

Schüler: „Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, womit tödmt sie sich denn eechendlich?“

Schlagender Beweis.

„Ich möchte mir gern eine Uhr kaufen, glauben Sie, daß diese vielfach annoncierten Golduhren etwas werth sind?“

„Keine Spur! Da kaufte ich mir voriges Jahr eine solche Uhr, drei Tage ging sie ganz gut, aber schon am vierten mußte ich sie — verpfänden.“

Der Gräbler.

„Erfahrung macht klug, sagt das Sprichwort. Jetzt werd' ich aber aus den Erfahrungen, die ich gemacht, erst recht nicht klug!“

Vielsagender Superlativ.

„Die junge Dame, die Du mir gestern abend als Verwandte vorstelltest, ist doch auch wohl nur eine von Deinen „sogenannten“ Cousinen?“

„O, die ist sogar meine sogenannte beste Cousine.“

Auch ein Urteil.

„Nun, wie findest Du denn die junge Frau Hauptmann? Hat sie Dir gefallen?“

„Nicht recht! Die ist so überspannt, so übertrieben, so — so wie ein Stück auf dem Klavier, bei dem immerzu das Pedal getreten wird!“

Ein Sieb.

Vater: „Meine Tochter bekommt nur ein reicher Mann.“

Bewerber: „Dann entschuldigen Sie, ich habe nicht nicht gewußt, daß Sie Ihre Tochter verkaufen.“

Bersöhnliche Bemerkung.

A.: „Der Michel hat mich ein Kameel geheißt; was soll ich thun?“

Friedensrichter: „Ich rate Ihnen zu einem Vergleich.“

A.: „Ja, mit einem Dohsen habe ich ihn bereits verglichen.“

Immer Soldat.

„Wissen Herr Leutnant schon, Geheimrats Jüngste hat sich verheiratet?“

„Wirklich schneidiges Mädel — sechs Vordermädchen überspringen!“